

Freiheit und Freizeit

In den letzten hundert Jahren lautete die Hauptfrage der Menschen: Was können wir für den sozialen und den technischen Fortschritt tun? Wenn ich recht sehe, geht es heute aber gar nicht mehr in erster Linie um den Fortschritt, sondern um den Rückgriff auf die menschliche Substanz, mit deren Hilfe wir den Fortschritt auswerten können. Sonst verpufft er, ja, er wird zur Qual. Das ist gar nicht schwer einzusehen: Denn der technische und soziale Fortschritt hat uns eine erhebliche Arbeitszeitverkürzung, also Freizeit, geschenkt. Aber was wissen wir damit anzufangen? Achten wir doch nur einmal auf die Not mit dem Umgang der Freizeit, die in bestimmten Redewendungen unserer Sprache zum Ausdruck kommt. Da heißt es etwa, daß man sich „die Zeit vertreiben“ oder daß man „die Zeit totschiessen“ muß.

Wen vertreibt man denn eigentlich, und wen schlägt man tot? Offenbar doch nur jemanden, der einen tödlich bedroht und einem feindlich ist. Wir bringen mit diesen Phrasen zum Ausdruck, daß wir die Zeit als eine Art Feind betrachten. Und in der Tat, wenn man nicht mehr weiß, wozu man da ist und den Sinn seines Lebens verloren hat, dann wird die Zeit zu einem Feind. Sie erinnert uns dann daran, daß es einmal mit uns zu Ende gehen wird, sie macht uns auf unsere Endlichkeit aufmerksam, und sie enthüllt uns zugleich die furchtbare innere Leere, der wir uns überantwortet sehen, wenn wir nichts zu tun haben. Natürlich können wir uns immer noch, in den „Betrieb“ hineinflüchten, und unser Lebenstempo ist im allgemeinen ziemlich schnell. Wohin bewegen wir uns aber? Ist es nicht die Bewegung auf einem Karussell, das immer an seinen Ausgangspunkt zurückkehrt und uns mit großer Geschwindigkeit bewegt, ohne uns einem Ziel entgegenzuführen?

Wir sollten also über die Freizeit nicht nur unter dem Gesichtspunkt nachdenken, wie wir sie am besten ausfüllen, wie wir uns beschäftigen und so etwas wie Freizeitgestaltung treiben sollen, sondern wir sollten uns durch dieses Problem auf die tiefsten Fragen unseres Lebens, vor allem auf die Frage nach dem *Sinn des Lebens*, stoßen lassen.

Als einer, der immer zusammen mit der Jugend gelebt hat und also nicht einfach aus der Etappe des „alten Mannes“ spricht, möchte ich diesen letzten Hintergrund des Freizeitproblems etwas genauer herausstellen.

Obwohl alle Welt nach einer Verkürzung der Arbeitszeiten ruft — die Arbeiter sowohl wie die Angestellten und „Manager“ —, zeigt sich auf der anderen Seite die paradoxe Tatsache, daß wir *Angst vor der entstehenden Freizeit haben*. Der Sonntag insbesondere ist für viele ein Gespenst, das beklommen macht. *Sartre* hat bekanntlich von der Angst des Menschen vor der Freiheit gesprochen und damit zum Ausdruck bringen wollen: Der Mensch weiß mit seiner Freiheit wenig anzufangen. Vielleicht möchte er sie im Grunde gar nicht, sondern fühlt sich in einem Apparat, der ihn führt und betreut, viel mehr geborgen. Wir beobachten ja manchmal an unseren Brüdern und Schwestern, die aus der Sowjetzone zu uns fliehen, daß sie plötzlich ganz hilflos inmitten der Freiheit unseres westlichen Lebens stehen und immer darauf warten, daß man sie „einsetzt“ oder sie „betreut“. Sie meinen plötzlich zu spüren, daß das, was sie drüben in der kommunistischen Welt geängstigt hat, auf der anderen Seite doch auch eine Art Geborgenheit vermittelte, die in einer freien Welt nicht so leicht zu finden ist, weil man sich da auf sich selber gestellt sieht.

Man könnte aber in Parallele zu dem, was *Sartre* gesagt hat, auch von einer *Angst des Menschen vor der Freizeit* sprechen. Beide Ängste haben letzten Endes die gleiche Wurzel. Wir sind alle mehr oder weniger daran gewöhnt, unser Leben von außen her steuern zu lassen: vom Radio, vom Fernsehen, von allen möglichen Organisationen und Freizeitgestaltungen und Reiseunternehmungen. Wir möchten immer nur eine Rolle spielen, die uns ein Regisseur zuweist. Wir möchten in Arbeit und Freizeit immer nur funktio-

nieren — selbstverständlich gut funktionieren. Aber wir haben doch nicht den rechten Mut, auf uns selbst gestellt zu sein und selber etwas zu tun. Das hängt sicher damit zusammen, daß heutzutage das Leistungsprinzip so etwas wie eine Religion ist. Wenn ein Mensch nur noch Leistungsträger ist, steht er aber vor dem Nichts, wenn der Akt des Leistenmüssens und -könnens plötzlich aussetzt, sei es am Feiertag, sei es im Alter. Wer die Verbindung mit dem Sinn seines Lebens — und ich möchte jetzt ruhig einmal sagen: wer die Verbindung mit Gott — verloren hat, verliert auch sich selbst. Er stürzt ins Leere. Ja, er selber ist leer.

Pascal hat einmal gesagt (und das ist immerhin schon etwa dreihundert Jahre her): Das ist der Jammer unseres Jahrhunderts, daß kaum noch ein Mensch allein in seinem Zimmer bleiben kann. — Der Student spricht dann davon, daß er Budenangst bekäme. Darum braucht man die Geräuschkulisse des Kofferradios. Sogar die Liebespärdchen am Waldrand wissen sich nichts mehr zu erzählen. Darum führen sie ein Kofferradio mit sich, aus dem sie sich durch Jazz-Rhythmen aufpulvern und die fehlende Unterhaltung ersetzen lassen. Sie können nicht einmal mehr in der Liebe mit eigenem Dampf fahren, sondern müssen sich auch erotisch abschleppen lassen. Daraus ergeben sich zwei verhängnisvolle Konsequenzen.

Einmal: Es ist möglich, sich ganz von außen her steuern zu lassen. Eine Pflanze wächst von innen her, aus der Mitte ihres Organismus. Sie stückt sich die Kraft des Sonnenlichtes und der Erde ein und verwandelt sie in ihr Eigenes. Der Mensch aber kann ganz leer und aller Eigenheit entblößt werden, um sich ständig von außen her mit Fremdstoffen zu füllen: mit den Eindrücken der Illustrierten Zeitungen, mit Lichtreklamen, mit Geräuschen, Klängen und Rhythmen. Ja, es wird zum Teufelszirkel, daß er immer leerer werden muß, um Füll- und Stapelräume für diese anbrandenden Eindrücke zu schaffen.

Ferner: Diese Hilflosigkeit des völlig steril und passiv gewordenen Menschen wird nun sofort von einer bestimmten Sorte von Managern ausgenutzt und zur Geldquelle gemacht. Es werden nämlich industriell gefertigte Erholungsartikel auf den Markt geworfen: Da gibt es Musik am laufenden Band im Radio, „klingende Perlen“, „tönende Paletten“, „musikalisches Tutti frutti“ — und wie diese in rollendem Einsatz auf mich zukommende Akustik sonst noch benamst wird. Ich brauche das ja nicht weiter zu schildern. Es genügt, daß man sich jederzeit von einem Erholungs- und Zerstreuungsservice bedienen lassen kann. Der Bedarf an musikalischem Konsum und an organisierter Unterhaltung sprengt alle Grenzen, und die Profis aller Schattierungen, vom Heldenenor bis zum Conferencier, rasen in Schlafwagen und Flugzeug von Ort zu Ort, um hier ein Vakuum notdürftig zu füllen, dort eine Langeweile zu verscheuchen und durch beides die Erholung immer mehr von einer „Sammlung“ zur „Zerstreuung“ werden zu lassen. Diese Amüsierfabrikation sorgt dafür, daß sich kaum noch ein Mensch richtig freuen kann. Denn jede wirkliche befreiende Freude wächst ja aus dem Überschwang des Herzens und nicht aus einem von außen her bekitzelten Zwerchfell, das sofort wie ein leerer Fahrrad-schlauch in sich selbst zusammensinkt, wenn es nicht ständig wieder von außen her aufgepumpt und von den Unterhaltungsmasseuren geknetet und beklatscht wird. *Darum möchte ich vor allem die Jugend zu einem Aufstand wider diesen Rummel aufrufen.* Diese Revolutionsparole läßt sich auf die ganz schlichte Formel bringen: Laßt euch nichts vorführen, sondern tut selber etwas — ganz gleich, ob ihr nun tanzt oder ob ihr singt, musiziert oder Theater spielt. Ob das alles bühnen- und vorführungsreif wird, ist völlig belanglos. Viel wichtiger ist die gemeinsame Aufgabe und die Arbeit an diesen Dingen, die euch zusammenführen und die euch aus der verfluchten Rolle befreien, immer nur passive Objekte und leere Füllräume für die professionellen Amüsierfunktionäre zu werden. Eine so gemeinsam ergriffene Aufgabe bringt eure eigenen Kräfte zur Entfaltung und zeigt euch, wer ihr seid; sie macht euch klar, wie reich und faszinierend schön das Leben sein kann.

Damit soll nicht so etwas wie eine Bilderstürmerei, wie eine Opposition gegen Radio und Fernsehen proklamiert sein. Aber jeder Jugendführer und jeder, der überhaupt mit jungen Leuten verantwortlich zu tun hat, sollte seine wesentliche Aufgabe darin sehen, zu einer *rechten Auswahl* gegenüber den vielen Anrufen zu erziehen, die jeden Menschen heute von Lautsprechern, Bildschirmen und Automaten her erreichen. Die kommende Elite wird eine Elite von Asketen sein, nicht im Sinne der Lebensverneinung, sondern einer höheren Lebensbejahung. „Die Askese“, so sagt *Arnold Gehlen* einmal, „muß heute zu heroischen Zielen aufrufen (sie darf also nicht negativ sein!). Und diese Ziele bestehen heute im Verzicht auf das so nahe liegend Eingängige ‚des Schwachstrom-Lebensersatzes‘.“ Selbstverständlich wäre es Unsinn, einem jungen Menschen zu sagen: Laß doch nicht immer das Radio laufen! Renne nicht immer ins Kino und starre nicht fortgesetzt auf den Bildschirm! Dieser Aufruf zu Verzicht und Entsagung hilft gar nichts, wenn man nicht etwas gewinnt, das einem *mehr* ist als alles das, wenn man nicht gute Gesellen hat, mit denen man sich an eigenen Aufgaben erprobt. Ich sage also noch einmal: *Laßt euch nichts vorführen, sondern tut selber etwas.*

Der zweite Feind, gegen den wir uns wenden möchten, ist etwas schwierig zu umschreiben, weil ich niemandem zu nahe treten möchte. Ich will ihn einmal mit vornehmer Zurückhaltung als die „*motorische Unruhe*“ bezeichnen. Ich habe absichtlich so einen Kunstausdruck gewählt, um gegenüber keinem der so heiß geliebten fahrbaren Untersätze, vom Auto bis zum Moped, verletzend zu wirken. Wer selbst so gern und soviel Motorrad gefahren ist wie ich und sogar seine Hochzeitsreise auf einem solchen Vehikel gemacht hat, wird sich vor einer so groben Beschmutzung des geliebten Sattels bestimmt hüten. Ich kann auch durchaus verstehen, daß man zwischen fünfzehn und zwanzig gern einmal rast, die Vervielfachung der eigenen Kraft genießt, die kümmerlichen Pedalbenutzer auf dem Trottoir gründlich verachtet und auch am liebsten den Schalldämpfer herauszuschrauben möchte, so daß alle leisetretenden Spießbürger vor dem motorisierten Fürsten der Unterwelt davontreiben. Gegen alles das will ich nicht wettern, weil dafür andere da sind. Ich konzentriere meinen Angriff vielmehr auf einen einzigen Punkt: Darauf nämlich, daß die motorische Unruhe uns dazu bringt, vor uns selber hinwegzulaufen und *das Fahren als Selbstzweck* zu kultivieren.

Ich habe in Amerika vor einiger Zeit erlebt, wohin es führt, wenn mit wachsendem Lebensstandard unsere natürlichen Fortbewegungsmittel verkümmern, sozusagen zu Warzen oder auch zu Beinen a. D. werden und dafür ein anderer Körperteil massiv anwächst. Um Mißverständnisse zu vermeiden, möchte ich ausdrücklich sagen, daß ich mit diesem Körperteil weder den Kopf noch das Herz meine.

Die positive Seite meines Angriffs gegen die motorische Unruhe läßt sich so formulieren: Auto und Moped sind nicht zum Fahren an sich, sondern zum *Ankommen an einem Ziel* da. Und von diesem Ziel aus muß man dann wandern. In diesem Programm treffen wir uns tatsächlich mit der alten Jugendbewegung. Der junge Mensch will doch immer etwas erleben und ist stets voller Angst, es könne ihm etwas entgehen und er würde etwas versäumen. Es sollte doch nicht so schwer sein, ihm vorzuleben und zu zeigen, daß sich der Höchstgehalt dieses Erlebens weder, hamburgisch gesprochen, auf der Reeperbahn verwirklicht, noch da, wo schräge Bäume und ein verbeulter Himmel an einem vorüberrasen, sondern dort, wo alle seine Sinne aufgeschlossen und beansprucht werden: bei Nachtwanderungen, beim Pfadfinden, im Erleben der Landschaft, im Bergsteigen, in der Schummerstunde am Zelt und in allem, was junge Menschen auf ihren Fahrten gestalten und was sie an Bäumen, Menschen und Tieren erleben. Das alles wird sehr viel weniger romantisch sein als in der alten Jugendbewegung. Denn so harmlos wie einst sind wir nicht mehr. Aber was Lynkeus, der Türmer, nach dem Worte *Goethes* gesehen hat, dahin wird es junge Herzen immer treiben. Sie müssen in die Welt, um sich selber zu finden, und

müssen in die Ferne schweifen, um ihrer selbst gewiß zu werden. Denn der Satz, daß die Gerade die kürzeste Verbindung zwischen zwei Punkten sei, gilt wirklich nur in der Mathematik:

„*Ich blick in die Ferne,
ich seh in der Näh'
den Mond und die Sterne,
den Wald und das Reh.*

*So seh ich in allem
die ewige Zier,
und wie mir's gefallen,
gefall ich auch mir.“*

Aber die ewige Zier sieht man nicht im Massenkonsum an Landschaft, zu der uns die motorische Unruhe verführt. Genauso wenig wie *der* ein Gemälde erlebt, der durch die Galerien stürmt, um alles mitzunehmen, und dessen Augen zu einem schnappschießenden Maschinengewehr geworden sind. Und wie arm sind doch die Leute, die sich in den großen Renommierlandschaften am Königssee und am Obersalzberg für einen Augenblick vom Auto ausspeien lassen, um sich in Rudeln durch Schlösser und Rosengärten führen und dann wieder wie von einem Staubsauger — natürlich nach Verschickung einiger Ansichtskarten — in ihr wartendes Gefährt einsaugen zu lassen. Und hundert Meter von diesen Fettweiden der Verkehrsindustrie, wo die Landschaft wartet und die Käfer surren, ist kein Mensch! Das arme Rudel Leute aber, das sich von routinierten Managern die Schönheitskonkurrenz der Bergspitzen und Schlösser und Seen vorführen läßt, kommt erschlagen nach Hause, kann nichts erzählen und hat auch gar nichts erlebt. Wer edlen Wein wie eine Allerweltslimonade herunterstürzt, hat keinen Genuß und ist der Betrogene. Darum wollen wir wandern und den Motor als ein Mittel benutzen, das uns Zubringerdienste leistet — mehr nicht. Wir müssen die motorische Unruhe bekämpfen, nicht weil der Motor böse wäre (er ist sicher herrlich!), sondern weil sein Aufstand uns um alles Erleben betrügt.

Ich könnte das, worum es mir geht, auf eine einzige Formel bringen: Der erste Akt des Sozialdramas war der Kampf für die Chancen der Menschlichkeit. Um sie wahrzunehmen, haben unsere Väter — und nicht zuletzt die *Gewerkschaften* — erst bestimmte gesellschaftliche Vorbedingungen schaffen müssen, durch die die wirtschaftlich Schwächeren vor Ausbeutung geschützt wurden. Der zweite Akt im Sozialdrama ist aber nun die *Ausnutzung dieser Chancen*. Zu ihnen gehört die Art und Weise, wie wir die durch den Sozialkampf errungene Arbeitszeitverkürzung, also unsere Freizeit, verwenden. Werden diese Chancen nicht verwertet, dann ist auch der erste Akt jenes Kampfes vergeblich gewesen, und wir versinken in der Langeweile eines perfektionierten Wohlfahrtsstaates.

Was sollen wir also tun? Das Schlimmste von allem wäre, wenn nun die Firmen oder auch die Gewerkschaften oder die Volkshochschulen oder der Staat kämen, um so etwas wie eine allgemeine Freizeitgestaltung zu organisieren und einen Kraft-durch-Freude-Rummel auf die Beine zu stellen. Nichts leichter als das! Man wird dankbare Abnehmer haben, und im Organisieren sind wir immer Meister gewesen. Aber es würde nur schlimmer dadurch. Denn man würde dann die Menschen immer abhängiger von der Außensteuerung und immer süchtiger gegenüber den Drogen der Selbstvergessenheit machen. Oder um es politisch auszudrücken: Man würde die Menschen immer mehr entpersönlichen und sie zu einer Herde von hilflos Getriebenen machen, und man würde sie dadurch in ein knet- und formbares Menschenmaterial verwandeln, wie es der Bolschewismus braucht. Wir würden die kalte Kollektivierung betreiben und damit die heiße des Bolschewismus nur vorbereiten. Man kann also keine Freizeit organisieren. Wohl aber kann man etwas anderes organisieren: Man kann planvoll darauf hinarbeiten (und das meint doch der Begriff des Organisierens), *den Menschen zu befähigen, seine Freizeit sinnvoll auszufüllen*.

Die strategische Überlegung, die zu diesem Zweck anzustellen wäre, sieht so aus: Wir müssen zuerst die Räume festlegen, in denen die Freizeit verbracht wird. Diese Räume

sind erstens (und zwar mit hochgradiger Vordringlichkeit) die Familie; und zweitens, vor allem bei Jugendlichen, die Organisationen, denen sie sich anschließen, also z. B. ihre Gewerkschaft oder auch die Vereine, etwa Sportvereine.

Was nun die Familie angeht, so käme meines Erachtens alles darauf an — das wäre die Forderung Nummer 1 —, die jungen Eltern zusammenzufassen und sie buchstäblich (ich scheue das Wort nicht, obwohl es unpopulär ist) zu unterrichten, wie sie ihr Familienleben gestalten sollen. In meiner Familie wird den Kindern fast täglich eine Stunde vorgelesen. Ein Erwachsener muß dafür zur Verfügung stehen. Und das geht auch, obwohl es in meinem Hause ziemlich hoch hergeht. Können nun nicht die Firmen oder die Gewerkschaften oder sowieso schon bestehende Klubs die jungen Eltern anleiten, *was* da vorzulesen ist? Könnte man nicht gedruckte Vorschläge machen, Bücher nennen, die in den Volksbibliotheken zu haben wären? Es gibt sogar richtige Vorlesebücher, in denen die Minutenzahl angegeben ist, die jede Geschichte dauert. Der schönste Kinderfunk (und er ist wirklich oft schön!) ist nichts gegen eine vorgelesene oder gar erzählte Geschichte. Warum sollten wir nicht statt der mechanisierten Kautschuk-Oma, die auf dem Weg über eine Schallplatte erzählt, wirkliche Großmütter ausbilden können, die lesen und erzählen? Man muß es nur einmal einsehen und dann auch wollen. Dann geht es auch.

Wenn man etwas gelesen hat, dann kann man auch *darüber sprechen*. Und außer dem unmittelbaren Eindruck, den die viel vollkommener Rundfunkdarbietung niemals ersetzen kann, entsteht so ein menschliches Klima des Vertrauens und der Zusammengehörigkeit.

Ebenso müßten die Eltern angeleitet werden, mit den Kindern zu spielen oder einen Ausflug zu machen oder Pilze zu suchen oder Briefmarken zu sammeln. Ich glaube, man würde sich wundern, in welchem Maße die Eltern auf solche Unterrichtszusammenkünfte anbeißen und wie sie selber dabei wieder zu Kindern mit erhitzten Gesichtern würden. Man muß nur einmal damit anfangen und Modelle, hinstellen. Im Grunde ist jeder Mensch dankbar, wenn er angeleitet wird, etwas Sinnvolles zu tun, und abends mit dem Gefühl ins Bett sinkt: das war ein geordneter und inhaltsreicher Tag. Wer Tag für Tag nur den Bildersalat der Illustrierten Zeitungen in sich hineinschlingt, kriegt nur Blutleere im Gehirn und einen moralischen Kater.

Was den zweiten Raum, die *Organisationen* anbelangt, so ist es vielleicht bei den Sportvereinen am leichtesten. Wenn sie ordentliche und menschliche Trainer haben, dann bieten sie ein sinnvolles Tun. Aber man kann auch Theater spielen. Daß man dabei ein Lokalstar und also eine etwas verbilligte Ausgabe der Zelluloidstars zu werden vermag, ist noch das mindeste Vergnügen, obwohl es auch nett sein kann. Viel wichtiger ist die Begeisterung, etwas aus eigener Kraft zu gestalten, ist die Erfrischung, die davon ausstrahlt, und das Glück einer Kameradschaft mit den Mitspielern. Und welches Vergnügen macht es, miteinander zu diskutieren, dabei eine eigene Meinung zu bekommen und reden zu lernen. Sollte es wirklich niemanden geben, der eine Gruppe von jungen Leuten Themen stellt — von politischen Fragen bis zu Halbstarckenproblemen, von der modernen Kunst bis Adenauer und Ollenhauer? Es gibt so viele höchst ehrenwerte Rednerschulen, die Enthemmungskurse abhalten, einem das Reden und Diskutieren beibringen und im übrigen Rezepte für erfolgreiche Persönlichkeitsbildung zur Verfügung stellen wollen. Kann man das alles, statt auch hier wieder bloßes Objekt zu sein, nicht selber in lebendigen Kreisen besorgen?

Ich könnte noch lange mit solchen Vorschlägen fortfahren; aber viel wichtiger als die •Vorschläge ist der Grundgedanke, der sie beherrschen muß (darum habe ich das alles nur als Beispiele gemeint): daß wir nämlich Gemeinschaften bilden, in denen wir die Menschen darin unterrichten, *selbst etwas zu tun*, und sie dagegen zu immunisieren, daß sie den professionellen Amüsierfunktionären verfallen. Man halte mir nicht entgegen: Das werden immer nur kleine Kreise sein. Wer Angst vor der kleinen Zahl hat, kommt nie zu etwas.

Man *soll* sogar hier nicht einmal im Großen planen. Das soziologische Gesetz, das hier wirksam werden muß, sieht vielmehr so aus: Irgendwo fängt eine Gruppe von Menschen damit an und bildet einen Modellfall. Der wirkt dann schon ansteckend, und außerdem pflanzt er sich ganz allein, sei es durch Zellteilung, sei es durch Knollenbildung, fort. Alles, was groß und mitreißend in der Welt geworden ist, hat so begonnen.

Damit bin ich sozusagen am Ende. Aber ich kann nicht schließen, ohne ein Wort, das *Carlo Schmid* einmal gesprochen hat, in diesem Zusammenhang zu nennen und es ins Positive zu wenden.: „Nur wer etwas mit sich selber anfangen kann, kann auch etwas mit seiner Freizeit anfangen.“ Wer aber kann etwas mit sich selber anfangen? Derjenige, der sein tägliches Arbeits- und Vergnügungspensum im Routinebetrieb absolviert und dann plötzlich abschaltet, weil er eingeschlafen ist, der bestimmt nicht! Ich kann nur dann etwas mit mir anfangen und kriege nur dann Schwung und Zielklarheit in mein Leben, wenn ich weiß, wofür ich da bin, wenn ich weiß, was der Sinn meines Lebens ist.

Aber was ist denn der Sinn unseres Lebens? Ist es nicht merkwürdig, wie selten diese Frage gestellt wird? Wenn man vor einem Kino steht, fragt man: Was wird gespielt? Aber wer von uns fragt: Was wird in meinem Leben gespielt? Wer ist der Regisseur? Wer oder was spielt die Hauptrolle? Sollte etwa der Zufall dieser Regisseur sein? Ich erinnere mich daran, wie man beim Kommiß, wenn es zufällig einmal gut gegangen war, das Wort Schwein gebrauchte, und das ist ja nun nicht gerade der Name des höchststehenden Tieres. Und weiter sehe ich die Menschen vor mir, die im Fliegerkrieg vor den rauchenden Trümmern ihrer Häuser saßen und mit stierem Blick nur das Wort zu murmeln vermochten: Schicksal. Unzählige Menschen leben im Niemandsland zwischen Schwein und Schicksal. Oder aber sollten statt dessen vielleicht „höhere Gedanken“ über uns gedacht werden, sollte ein ewiges Herz für uns schlagen und sich für mich interessieren? Wer führt also Regie?

Und dann die andere Frage: Wer oder was spielt die Hauptrolle? Sollte die Hauptrolle in unserem Leben die Leistung spielen? Ich will die Rolle bestimmt nicht verkleinern, die berufliche Tüchtigkeit und treue Pflichterfüllung spielen. Aber ob es wirklich die Hauptrolle ist? Wenn das so sein sollte, dann würden *Stachanow* und *Hennecke* wirklich die Heilande der modernen Welt sein, denn sie leisten ein Übersoll; dann wäre der Mensch im Grunde nichts mehr als ein Leistungsträger, als ein funktionstüchtiges Produktionsmittel. Und wir wissen ja, wohin eine solche Anschauung führt. Sie führt zur Vergötzung des Hennecketyps und zur Degradierung des Menschen zur Maschine, zum Apparat und zum Material. Weil *Hitler* die Leistung und die biologische Potenz verabsolutierte, darum schied er die Menschen in lebenswertes und lebensunwertes Leben und endete bei Irrenmord, Judenpogrom, Gasöfen und Theresienstadt. Das war nur konsequent. Denn wer den Menschen zur Maschine und zum bloßen Instrument der Leistung macht, der muß diese Menschenmaschine auch verschrotten, wenn sie nicht mehr funktioniert oder nicht mehr zu funktionieren scheint.

Wer nur die Leistung als Sinn, seines Lebens versteht, kann auch nicht mehr pausieren und Freizeit halten, der kann auch nicht mehr in Ehren altern. Als Feldmarschall *Moltke* einmal gefragt wurde, was er zu tun gedenke, wenn er sich aus dem aktiven Dienst zurückzöge, sagte er: „Ich möchte einen Baum wachsen sehen.“ Kann der bloße Leistungsmensch je ein so tröstliches Wort sprechen? Ist das Leben nicht mehr denn die Leistung? Ein Wehe über alle, die den Menschen nur als Mittel zu politischen oder ökonomischen Zwecken mißbrauchen!

Wie komme ich aber dann dazu, den Menschen als Selbstzweck zu ehren und so etwas wie Menschlichkeit überhaupt zu erkennen? Darauf kann jeder nur mit dem Letzten antworten, das er an seinem Leben erfahren hat. Ich kann diese Antwort nur als Christ geben: Das Neue Testament sagt, daß der Mensch teuer erkaufte, daß jemand für ihn gestorben sei, und daß Gott es sich etwas habe kosten lassen, ihn zu sich zu ziehen. Alle unsere Funk-

tions- und Tüchtigkeitswerte vergehen: „Prahlt du gleich mit deinen Wangen, die wie Milch und Purpur prangen, ach, die Rosen welken all!“ Die Attraktion einer jungen Schönheit hält nicht ewig an, und manchmal überkommt es mich wie Trauer, wenn ich an die faden Jahrzehnte denke, die jugendliche Schönheitsköniginnen vor sich haben mögen. Krankheit, Leid und Schuld haben noch niemanden verschont; und es kommt der Augenblick, wo unser Lebenswert in vieler Augen abnimmt.

Dann kommt alles darauf an, daß uns irgend etwas in unserem Leben treu bleibt und nicht irre an uns wird, etwas, das als Inhalt unsere Jugend begeistert und als Halt unser Alter tröstet, das also *immer* da ist. Ist das wirklich ein Etwas — oder ist es nicht eine Gestalt mit einem lebendigen Herzen, das für uns schlägt? Es muß einer da sein, der mich erkennt und anerkennt und mich mit seinen Blicken verfolgt, wenn mich alle verlassen und alle an mir irre werden. .

Warum habe ich das zum Schluß noch erwähnt? Bestimmt nicht deshalb, weil ich als Theologieprofessor das Bedürfnis hätte, meine höchst weltlichen Ratschläge am Schluß noch mit einem „frommen Schwänzchen“ zu versehen. Es geht mir vielmehr nur um eins: Ich möchte nicht, daß wir nach neuen Wegen unserer Jugend fragen und dabei die Frage nach dem *Ziel* dieser Wege unterschlagen!

Einstein hat einmal gesagt: Wir leben in einer Zeit der vollkommenen Mittel und der verworrenen Ziele. Darum kommt alles darauf an, daß wir uns nicht nur Arbeitsziele, sondern auch ein letztes Lebensziel stellen und dieses Ziel im Auge behalten. Wer nur lebt und sich nicht die Frage stellt, was der Sinn dieses Lebens ist, der ist wie ein Mann, der Geschichten ohne Pointen erzählt. Was wird gespielt? Das ist die Frage, ohne die ich nicht aufhören durfte. Ich habe meine eigene Antwort darauf angedeutet. Wir wollen die Frage, die Frage in uns nicht verstummen lassen. Gott gebe, daß uns das Leben gelingt!

Internationale Tagung der Sozialakademie

Die Sozialakademie Dortmund veranstaltet auch dieses Jahr -

vom 29. Juni bis 4. Juli -

eine internationale Tagung. Zu dem zentralen Thema

Wirtschaftsprognose und Wirtschaftsgestaltung

sprechen nach einer Begrüßungsrede des Kultusministers Werner Schütz

Prof. Dr. Hans Bayer, Dortmund Prof. T.
Paulsson Frenckner, Stockholm Prof. Dr.-
Ing. Helmut Koch, Münster Dr. E.
Potthoff, Hamburg Prof. P. de Wolff,
Den Haag Prof. Dr. Abram Mey,
Amsterdam Prof. P. Battara, Rom Prof.
Jan Tinberger, Rotterdam.

Detaillierte Programme durch die Sozialakademie, Dortmund, Hohe Str. 141.